



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Stufen des Lebens**

**Schumacher, Fritz**

**Stuttgart, 1949**

Erstes Kapitel: Bremen 1839 - 1869

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80897](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80897)

## ERSTES KAPITEL

BREMEN 1839—1869

Was ich im folgenden festhalten möchte, ist nicht so sehr der in vieler Hinsicht gleichgültige Gang meines eigenen Lebens, als vielmehr das Stück Kulturentwicklung, das seinen Hintergrund bildet. Aber dieser Hintergrund wird nur lebendig, wenn im Vordergrund ein menschliches Wesen steht, das durch seine reale Gestalt den atmosphärischen Eindruck des Bildes schafft, und dieses lebendige Wesen ist nun einmal mein Ich.

So bin ich denn an den Gang seines Werdens als Leitschnur gebunden. Dennoch kann ich nicht etwa mit mir selber beginnen, denn die Umwelt, in der ich geboren bin, war ein so ausgeprägtes Kunstwerk, daß alles Weitere erst aus ihrem Wesen verständlich wird; dieser Umwelt aber gab mein Vater ihre entscheidenden Züge. Er muß am Anfang all dessen stehen, wovon ich berichten will.

Mir scheint, daß seine Gestalt weit mehr, als das in der nächsten Generation der Fall war, das Ergebnis lang an einem Flecken der Welt haftender, vertiefter Lebensformen darstellte. In ihm, dem Sproß eines alten, ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Geschlechts, liefen alle Adern der Kultur zusammen, die sich in *dem* Teil des Patriziats der Hansastadt herausgebildet hat, der nicht die Handelsentwicklung der Vaterstadt zu seiner Aufgabe gemacht hatte, sondern die geistige Seite der Entwicklung: alle meine Vorfahren waren, Juristen, Theologen, Männer der Wissenschaft, die im Rat oder Schulwesen ihre Rolle gespielt haben; schon aus dem Jahre 1604 hing ein Bürgermeisterwappen unseres Stammes in den Fenstern des Bremer Rathauses.<sup>1</sup> Zu dieser geistigen Kultur war durch künstlerisch hochstehende Frauen — meine Urgroßmutter war eine der ersten deutschen Frauen, die sich zum Studium der Malerei aus den Banden der Häuslichkeit emanzipierte — ein künstlerischer Einschlag gekommen, und so brodelte in dem feu-

rigen Menschen, der mein Vater war, ein solcher Reichtum von Kräften durcheinander, daß später die kleine Heimat diese Tatenlust nicht mehr zu fassen vermochte und die alte, feste, unverrückbare Lebenstradition, welche die Schumachers mit dem Geschick Bremens verbindet, von ihm durchbrochen wurde: er widmete sich der größeren Heimat, dem neuerstandenen Reich, und war einer von denen, die diese große Maschine zunächst einmal erbarmungslos aufbrauchen mußte, ehe sie sicher in ihren Lagern lief.

Am 15. Dezember 1839 wurde dem späteren Senator Doktor H. A. Schumacher und seiner Frau Johanne Elisabeth geb. Krüger in Bremen der älteste Sohn Hermann Albert geboren.

Seine Jugend fiel in die Wendezeit, wo das alte, in eigenen Bräuchen lebende Bremen zu einer neuen, weltverbundenen Zeit erwachte. Noch umgab ein feierlicher, schier mittelalterlicher Pomp alles, was zum Rat gehörte; wenn der Großvater, Bremens letzter lebenslänglicher Bürgermeister, zum Rathaus schritt, war das nicht möglich, ohne daß zwei rotbefrackte Diener ihm folgten, und seine Wahl wurde durch Massengelage, Umzug durch die Stadt und Spenden an das Volk gefeiert. Aber schon fiel eine partikularistische Eigentümlichkeit nach der andern. Die entscheidende Tat, die Bremen mit der neuen Zeit verknüpfte, hatte Bürgermeister Smidt im Jahre 1830 durch die Gründung Bremerhavens vollbracht, aber jetzt erst machten sich ihre Folgen geltend; Bremen war nicht nur der Gefahr entgangen, zur Binnenstadt herabzusinken, die Zeit des Dampfers riß es, einmal eingelassen, mit sich vorwärts. Zuerst hatte Smidts Vorschlag, Bremen und Bremerhaven durch eine Eisenbahn zu verbinden, zwar nichts als „allgemeine Heiterkeit“ erregt, aber 1847 wurde doch die erste Bahn nach Hannover eröffnet, im gleichen Jahre trat zugleich die erste Dampfverbindung zwischen New York und Bremen ins Leben, Postwesen und Zoll wurden neu reguliert, ja, die ersten Pläne zur Korrektur der Unterweser wurden ins Auge gefaßt. Im Jahre 1848 sah die Weser den ersten Versuch einer deutschen Kriegsmarine, und ein Jahr später wurde zwischen Bremen und Bremerhaven der erste elektromagnetische Telegraph in Europa gelegt. So wuchs der Blick und mit ihm all-

mählich auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen. Diese Zeit des Erwachens blieb nicht ohne Einfluß auf die Atmosphäre, in der mein Vater heranwuchs.

Es scheint, als ob mit Überwindung der Kränklichkeit, die den ersten zehn Jahren des Knaben anhaftete, plötzlich auch die Geisteskräfte, die bis dahin geschlummert hatten, sich zu regen begannen. In seinem ganzen Wesen entwickelte sich eine frühe Aktivität und zugleich jener schwärmerische Zug, der entsprechend abgewandelt auch durch die Studentenzeit hindurchgeht und später mit jugendlicher Tatkraft gepaart seiner Natur stets als die „Idealität“ eigen blieb, mit der er alles aufzufassen pflegte. Dieser Zug zeigte sich vor allem in künstlerischen Neigungen, die mehr und mehr hervortraten. Damals war die Kunst im dilettantischen Hausgebrauch heimischer als heutzutage, man versuchte sich im Zeichnen oder Versemachen, wie heute etwa im Klavierspiel, und ebenso wie darin ist eine gewisse Modegeschicklichkeit leicht zu erreichen. Meines Vaters Versuche ragten jedoch bald über dies allgemeine Maß hinaus. Zu selbständigem Schaffen regte ihn stets aufs neue die heimische Landschaft mit ihren herrlichen Bäumen und großartigen Wolkenbildungen an; der eichenumstandene Landsitz, den die Familie im Sommer im nahen Oberneuland bezog, gab dafür die schönsten Motive, aber auch von mancher Reise zeugen lebendige Naturaufnahmen. Wie weit mein Vater es in dieser Fertigkeit brachte, beweist der Umstand, daß er später von Südamerika aus die Reisebriefe vom Magdalenaenstrom, die er in Westermanns Monatsheften erscheinen ließ, mit eigenen Illustrationen versehen konnte.

Noch stärker aber entwickelten sich literarische Neigungen, die eine Richtung nahmen, die für Bremen charakteristisch zu sein scheint. Von jeher bis zum heutigen Tage ist hier die dichterische Übersetzung gepflegt worden. Meister auf diesem Gebiete, wie Gildemeister, Laun und Herzberg, gingen in jener Zeit aus Bremen hervor, andere, wie Willatzen, Menke und Grabenhorst, reihten sich ihnen an. Diese Neigung erwachte auch in meinem Vater. Am „gefesselten Prometheus“, der von den Primanern beinahe wie ein antiker

„Faust“ verehrt wurde, versuchte er zuerst seine Kunst. Englische und französische Lyriker folgten, bald aber nahm ihn die apollinische Satyrgestalt Byrons ganz mit ihrem Zauber gefangen. Der „Manfred“, die „Hebrew Melodies“, eine große Zahl der kleineren Epen, Bruchstücke aus „Childe Harold“ und „Kain“ wurden übertragen, ja, mein Vater hätte unzweifelhaft seinen Plan, die erste deutsche Übersetzung Byrons zu schaffen, zur Ausführung gebracht, wenn er nicht Proben Gildemeisterscher Arbeiten zu Gesicht bekommen hätte, und willig beugte er sich dem berufeneren Meister. Die Schwärmerei für Byron, den geistigen und politischen Freiheitskämpfer, dessen blendende Erscheinung auf Deutschland beinahe einen größeren Einfluß ausübte als auf seine eigene Heimat, ist für jene Zeit charakteristisch. Sein aus Begeisterung und Satire, aus schwärmerischer Weichheit und schroffer Bitterkeit wunderbar zusammengesetztes Wesen fand den Ausdruck für die gärende Stimmung, die jeden deutschen Jüngling ergreifen mußte, wenn er damals an der Schwelle der Studentenzeit anfang, ins Leben und seine endlosen Probleme hinauszublicken. „Nil humani a me alienum puto!“ Das war der Wahlspruch der letzten Gymnasiastenjahre dieser Zeit, wo sich noch *alle* Kräfte regen dürfen, die man in sich spürt. Nur zu bald kommt die Frage nach dem Berufsstudium und macht trotz der „goldenen Freiheit“ der Studentenzeit dieser geistigen Freiheit ein Ende. Auch an meinen Vater trat diese ernste Frage nach dem Abiturientenexamen heran; er wählte, mehr einer alten Familientradition als bewußter Neigung folgend, die Jurisprudenz als Ziel seines Studiums.

Es war am Todestage Alexander von Humboldts, als der neugebackene junge Student in Jena einzog. Damals konnte er noch nicht ahnen, wie eng sein späteres Leben mit diesem Namen verknüpft sein würde, aber die Kunde vom Tode des Mannes, der lange Jahre hindurch Deutschlands größter Stolz gewesen, machte den tiefsten Eindruck auf ihn. „Am Todestage Humboldts hatte der Burgheller seine Fahnen eingezogen; ich fürchte, daß in den nächsten Tagen eine andre Schreckensnachricht alle die Studentenfahnen verschwinden lassen wird, um der schwarzrotgoldenen Platz zu machen.“

Dieser ernste Zeitgedanke, das bald ängstliche, bald begeisterte Harren auf einen Umschwung der unhaltbaren Zustände, das Sehnen und zugleich Ahnen eines herannahenden Morgens, den man nur oftmals schon zu nahe währte, drückte dem ganzen Studentenleben jener Zeit einen seiner charakteristischen Züge auf. Es gewann dadurch einen idealen Anstrich, der sich nur bei einem noch nicht erreichten Ziele voll zu entwickeln pflegt. Wenn dem Professor am Schluß des Semesters der übliche Fackelzug gebracht wurde und der „alte Droysen“ auf dem phantastisch erleuchteten Jenaer Marktplatz seine kraftvollen Worte ertönen ließ, dann gestaltete sich der Abend zu einer enthusiastischen nationalen Kundgebung; wenn eine Schar von Freunden bei der Pfingstfahrt am Rhein dahinstrich, so machte sich oben auf der Ruine des Kölner Domturms das Gefühl in einem „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Luft, und der Rest des Tages war von einer gehobenen Stimmung geweiht. Bei dieser Gemeinschaft in Begeisterung und Streben entstand ein besonders inniges, ungezwungenes Freundschaftsleben. Aber auch zwischen dem Dozenten und seinen Zuhörern bestand damals öfter als heute ein persönliches Verhältnis, das dazu diente, dem Studenten sein Studium lebendiger zu gestalten. Der Professor, der damals in Jena und später in Berlin am mächtigsten durch die Kraft und Lebhaftigkeit seiner Persönlichkeit auf seine Zuhörer wirkte, war Johann Gustav Droysen,<sup>2</sup> ein Mann, der es verstand, sein ganzes eigenes Wesen mit männlicher Begeisterung und männlicher Abneigung wiederklingen zu lassen in dem, was er schilderte: „Ein Charakter durch und durch“, schrieb mein Vater, „und das ist doch die Hauptsache beim Historiker; was soll objektive Geschichtsschreibung; objektiv sein kann doch kein Mensch.“ Der junge Student ergab sich, obgleich er die Jura als eigentliches Studium ausersehen hatte, ganz dem Banne dieser mächtigen Persönlichkeit.

Er folgte seinem Lehrer im zweiten Semester nach Berlin, wo Droysen erst seine ganze Kraft entfaltete. Nur eine Natur wie er konnte es wagen, im Berlin vom Jahre 60 in seinen Vorlesungen die Geschichte des eigenen Jahrhunderts mit deutlicher Bezugnahme

auf die Gegenwart zu behandeln. Kein Wunder, daß im dichtgedrängten Auditorium, in dem Militär und Zivil, Abgeordnete und Studenten durcheinander saßen, die Stimmungen des Tages lebhaftesten Ausdruck fanden, bald in lautem Beifall, wenn Droysen etwa von Napoleon III., „dem inkarnierten Jahre 48“, sprach, „der da stolpert und, um nicht zu fallen, immer schneller läuft“, bald in tumultuarischen Szenen, wenn er etwa dem Junkertum mit wuchtigen Worten zu Leibe rückte.

In dieser Unmittelbarkeit des persönlichen Einwirkens auf seine Zuhörer war Droysen gerade das Gegenteil seines großen Kollegen Ranke, dessen Vorlesungen mehr „halbverständlichen Selbstgesprächen“ glichen als einem öffentlichen Vortrag. Es war unvermeidlich, daß sich im Laufe der Zeit in Berlin zwei historische Lager bildeten, eine Ranke- und eine Droysen-Partei, die nicht gerade in Gegensatz, wohl aber in Wettbewerb miteinander traten. Der Hof, vor allem die junge Prinzessin Viktoria, die unter anderem Droysens „Karl August“ ihrer Mutter zum Geburtstag ins Englische übersetzte, begünstigte die gegenwartskräftige Art Droysens, aber über die vielen Privataudienzen, die der Jenaer Professor hatte, „durfte nicht gesprochen werden, um Ranke nicht zu verletzen“.

Der Mittelpunkt der damaligen Tätigkeit Droysens war sein historisches Seminar. Jeden Sonnabend fand es sich in des Meisters Studierstube zusammen, und während man mit ernsthaftem Fleiß über alte Urkunden referierte, machte nach patriarchalischer Sitte eine Tasse Tee die Stimmung gemütlich. Das Grundthema der Verhandlungen bildete das Konzil zu Konstanz, aber diese Aufgabe war so weit gefaßt, daß darin die Darstellung und Entwicklung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lage aller auf das Konzil bezüglichen Staaten inbegriffen war, und Nitzschs damals gerade Staub aufwirbelndes Werk „Ministerial und Bürgertum“ wurde ebensogut einer genauen Analyse unterzogen wie „Hussi quattuor libri de sacramentis“. Meinem Vater fiel hierbei die Darstellung der italienischen Verhältnisse zu, und er war nicht wenig stolz darauf, bei dieser Gelegenheit einen Mann zu „entdecken“, der heute in allen Darstellungen der Renaissance als typische Per-

sönlichkeit hervorgehoben wird, damals aber „sogar dem Alten unbekannt war“: Coluccio Salutati, den Kanzler von Florenz.<sup>3</sup> Diese Arbeiten fesselten ihn so sehr, daß sich daran teils fürs Seminar, teils privatim umfassende Studien über die Handels- und Finanzverhältnisse von Florenz, das italienische Heerwesen, die Verfassung von Florenz, Mailand und Neapel knüpften, die als Vorläufer für sein späteres Werk, „Das Rinascimento“, einer Kulturgeschichte Italiens im 14. Jahrhundert, bestimmt waren. Solchen Plänen, so nahe sie damals ihrer Ausführung auch waren, machte später leider das juristische Spezialstudium ein langsames Ende.

Es hatte sich allmählich ein engerer Freundeskreis gebildet, in dem meinem Vater vor allem *Gustav Droysen*, der älteste Sohn des Professors, *Alexander Brückner* und *Adolf Hausrath* nähertraten.<sup>4</sup> Mit ihnen wurde gemeinsam gezecht, geschwärmt und gearbeitet. „Das Arbeiten in der Jugend ist Schwelgerei, reine Wollust, beileibe keine Tugend, kein Verdienst!“ Diese Worte, die der alte Droysen einst zu meinem Vater sagte, sind dabei das Motto dieser Zeit. „Meine Studien“ – so schrieb er damals – „sind bis jetzt bloß eine Fortsetzung der Schulzeit: die Humanität habe ich bloß gesucht, nicht Juristerei oder Historie als solche, und so wird es wohl am Ende des Semesters stehen, daß ich weder als Jurist, noch als Historiker weiter gekommen bin als bis zu dem großen Aussichtspunkt, wo das Feld der Wissenschaft vor dem Auge ausgebreitet ist, d. h. wo man alles überschaut und wählt. Bei diesem Wählen bin ich weit entfernt, die Historie zu erfassen, aber die Historie im Auge zu behalten, wenn das Berufsstudium ernst beginnt, wird mir zur Pflicht.“ – So ist es in Wahrheit gekommen. Wohin das wechselvolle Leben meinen Vater später führte, überall erfaßte er die neuen Zustände, in die er versetzt wurde, nicht nur mit dem Auge des Beamten, sondern zugleich als forschender Historiker. Das machte sein Leben und Denken, das machte auch den Eindruck, den seine Persönlichkeit überall hervorrief, so besonders lebhaft und eigentümlich. Aber dadurch stellte er auch Aufgaben an sich selbst, die gerade bei dem steten Wechsel seines Wirkungskreises und bei der Art dieses Wechsels, der ihn oft auf Gebiete ver-

setzte, die vorher noch nie eines Forschers Fuß betreten, für die Kräfte eines einzelnen kaum zu bewältigen waren.

Schließlich behielt in der Berufswahl die Jura doch die Oberhand, und als im Frühjahr 1861 die „alte Horde“, wie Droysen sein Seminar nannte, nach allen Richtungen auseinanderstob, da siedelte auch mein Vater nach Göttingen über, um sich hier mit ganzer Kraft der Juristerei zu widmen. Einige Mitglieder des Berliner Kreises, darunter Droysen jr., hatten sich auch in Göttingen zusammengefunden, dazu kamen neue Freunde, vor allem Carl Binding,<sup>5</sup> der von nun an meinem Vater wohl am nächsten trat. Bald gründete man in dieser Schar einen „jüngeren Hainbund“; das Gartenhaus eines Freundes wurde durch den Schmuck eines Plafondgemäldes, „die deutsche Einigkeit in Spiritus“, durch Tannengrün und Freskobilder, die „wilde Jagd“ darstellend, zum Vereinslokal umgewandelt. Bisweilen freilich zog man es auch vor, selbst die wilde Jagd auf dem einladenden Rundwall Göttingens nächtlicherweile darzustellen, was einmal so wirkungsvoll gelang, daß mein Vater als „unus pro multis“ in das „Hotel zur akademischen Freiheit“, den Karzer, umsiedeln mußte. Aber hier ging es damals gemütlich genug zu; am nächsten Mittag freute sich ganz Göttingen über eine ellenlange Pfeife, die aus dem Fenster des ersten Karzerstockwerkes hing und unten immer neu von Freunden gestopft wurde, wenn sie der oben Eingekerkerte ausgeraucht hatte. So gingen die Tage dahin in Ernst und Scherz, und ehe er sich's versah, ward aus dem übermütigen Studenten ein würdiger Doctor utriusque juris. Dann kam die Examensarbeit für das Oberappellationsgericht in Lübeck, und nach wenigen Monaten konnte der junge Doktor es schwarz auf weiß lesen, daß er sich „für seinen künftigen Beruf vorzüglich gut vorbereitet habe“.

Für welchen Beruf? Sollte er jetzt wirklich sofort in die Advokatur zu Bremen eintreten, zu der er berechtigt war? Sehr verschiedene Wege lagen ihm noch für die Zukunft offen; neben der praktischen Laufbahn winkte die theoretische. Mein Vater neigte damals entschieden am meisten zum akademischen Beruf. Hier wollte er Jura und Geschichte miteinander in Wechselwirkung setzen, und so be-

gab er sich denn vorerst noch einmal nach Berlin, um hier eine Reihe größerer juristischer Arbeiten zu vollenden, unter denen ihn besonders eine rechtshistorische Abhandlung „Der Prozeß Jesus Christus“ interessierte. Die Arbeiten schwollen unter seiner Hand immer mehr an, und als er 1863 endlich doch nach Bremen übersiedelte und seine lebhaftige Natur in den neuen Verhältnissen auf allen Seiten neue Aufgaben auf sich heranstürmen sah, wurden sie überwuchert vom jüngeren Nachwuchs.

Die nächsten zehn Jahre in Bremen sind vielleicht die reichsten und glücklichsten in meines Vaters Leben gewesen. Seine temperamentvolle Kraft gab dem Strom des Bremer Lebens neue Antriebe, und in zahlreichen Rinnen begann man diese Kraft sogleich einzufangen und allerhand Mühlräder damit zu treiben. Sie sind verschieden genug.

Als Syndikus der Bremer Handelskammer konnte er in alle die Lebensfragen seiner Stadt, die den Handel betrafen, aktiv eingreifen. Hier kam er in nähere Berührung mit H. H. Meier,<sup>6</sup> dem Mann, dessen Unternehmungsgeist durch Jahrzehnte der Entwicklung Bremens den Stempel aufgedrückt hat. Mit Emminghaus zusammen rief er die „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ ins Leben, deren Sekretär er war und deren Organisation ihm im wesentlichen zu danken ist. Eine andere wichtige öffentliche Aufgabe sah er in dem Gedanken, Bremen einen großen Volkspark zu schaffen. Man hatte den Mut, ein weites Wiesenterrain, die Bürgerweide, die dem deutschen Bundesschießen gedient hatte, dafür auszuersehen. Mein Vater schrieb den Aufruf und leitete das Werbeamt, und so entstand in den sechziger Jahren der „Bremer Bürgerpark“. Noch Jahrzehnte später dachte keine andere deutsche Stadt an eine ähnliche Gründung, Bremen ist die einzige gewesen, die sie rechtzeitig unternahm und, was später viele Millionen gekostet haben würde, mit verhältnismäßig geringen Mitteln erreichte.

Mit gleichem Eifer aber, wie er in das aktive Leben der Stadt eingriff, widmete er sich ihrer Vergangenheit. Droysens Geist zog ein in die Bremer Historische Gesellschaft, und hier konzentrierte sich zwischen zahlreichen kleineren Studien sein Interesse vor allem in

zwei Werken: der Geschichte der *Stedinger*, jenem seltsamen Volk, das in mutigen Kämpfen, die an antiken Geist erinnern, seine Freiheit verteidigte, und der Geschichte des alten Wunderwerkes der Stadt, des *Rathauses*, die er mit Hermann Ehmke zusammen in einem Prachtwerk herausgab. Damit spielte der erste architektonische Hauch in den Schaffenskreis der Schumacher herein.

Daneben aber begann er im gesellschaftlichen Leben der Stadt ein treibendes Rad zu werden. Dieses wurzelte damals im „Künstlerverein“, einem Kreis, der sich in jener Zeit zu einem Kulturmittelpunkt des kleinen Gemeinwesens entwickelte, wie ihn ähnlich wohl nur wenige Städte gehabt haben. Die ganze Intelligenz Bremens schloß sich hier zu gemeinsamen geselligen und kulturfördernden Unternehmungen zusammen. Künstler waren so gut wie gar nicht dabei, denn von ihnen hatte Bremen nur wenige, aber das Leben, das sich hier entwickelte, weckte in jedem einzelnen, was in ihm an Künstlertum schlummerte, und das gab einen reichen Klang. Die vergilbten Zeugnisse von Festen, die damals Arthur Fitger mit meinem Vater zusammen ins Leben rief, wecken noch heute ein Gefühl hochstehender Festesfreude; ich sehe ihn, wenn ich sie durchblättere, als Albrecht Dürer in einem gleichnamigen Festspiel der deutschen Kunst ein Huldigungslied singen, oder als Simson in einem übermütigen Scherzspiel die Bremer Philister höhnen; kurz, eine Welle von ernster Arbeit und heiterer Lust ging damals von ihm aus durch das Leben der Stadt.

Um diese Zeit lernte er meine Mutter kennen. Im Freundinnenkreise seiner Schwester fiel ihm ein zierliches Mädchen auf, das an Lebhaftigkeit und Anmut vor den übrigen hervorstach. *Therese Grote* hieß sie, eine Waise, die das schwere Leben des unbemittelten elternlosen Kindes in fremden Häusern gekostet hatte und jetzt bei ihrem Onkel, der zugleich ihr Schwager war (er hatte die älteste der fünf Groteschen Schwestern geheiratet), liebevolle Aufnahme gefunden hatte.

In dem bescheidenen neuen Haushalt, der nun gegründet wurde, erschien am 6. März 1868 mein Bruder Hermann,<sup>7</sup> und am 4. November 1869 folgte ich ihm nach.